

Winterbrief aus Kirchschiag

Autor(en): **Stifter, Adalbert**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **41 (1937-1938)**

Heft 10

PDF erstellt am: **10.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-667823>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Anekdoten um Bruckner.

Von Walter Richter.

Anton Bruckner, klein von Gestalt, aber um so agiler in seinen Bewegungen, betrat gewöhnlich mit ungeheurer raschen, lebendurchpulssten Schritten den Hörsaal. Die Musikenthusiasten und schwärmerischen Anhänger Bruckners begrüßten einmal ganz besonders impulsiv ihren hereinstürmenden Lehrer mit Hochrufen und Händeklatschen. „Is scho gut“, winkte der Meister ab, „is scho gut“. Als aber der Tumult der Begeisterung zum Fortissimo anschwell und sich auch nicht legte, als der Meister das Podium bestiegen hatte, reckte dieser sich sehr energisch empor, um doch nichts weiter über die gütig lächelnden Lippen zu bringen, als: „Seid's stad!“

*

Einmal versuchte Bruckner seinen Schülern das Wesen der Fuge in drastischer Weise begreiflich zu machen. Nämlich so: „Jeder von Ihnen wird sicher schon einmal auf dem Land gewesen sein. Da werden Sie gewiß schon gesehen haben, wie a Bäurin a Hendl abgfangt. Das Hendl rennt, die Bäurin rennt, das Hendl schreit, die Bäurin schreit; beide versuchen einander den Weg abzuschneiden. Sehn's, das ist die Fuge: ein ewiges Haschen und Fliehen der beiden Stimmen, von denen jede ihre eigene Melodie führt. Denn Fuge heißt ja Flucht.“

*

Die Universität Wien hatte Bruckner um seiner hohen musikpädagogischen Verdienste willen später das Ehrendoktorat der Philosophie verliehen. An den glanzvollen Promotionsfeierlichkeiten nahm das Wien der Diplomatie und der ersten Gesellschaft, das Wien der Kunst und Wissenschaft teil. Vor dieser auserlesenen Versammlung sollte nun Bruckner in wohlgeschliffener Rede für die hinreißenden, herzbewegenden Worte des Rektors danken. Doch Meister Anton, der himmelwärts gewandte, weltfremde Künstler

war kein Formenmensch. Verhaftet war ihm das hohle, nichts sagende Floskeltum offizieller Phrase. So wurden denn auch die wenigen Dankesworte Bruckners beileibe keine formvollendete Ansprache eines gewöhnlichen Sterblichen, aber sie



Anton Bruckner, Komponist.
Geboren 1824 — gestorben 1896.

bleiben Manifestationen eines Weltgenies, eines Giganten, rührend unbeholfen und voll majestätischen Selbstbewußtseins zugleich. Dr. Anton Bruckner sagte mit leicht umflorter, ein wenig bebender, leiser Stimme nur: „Meine Herren, ich bin tief gerührt. Wenn ich meine Orgel da hätte, möcht' ich's den Herren schon zeigen . . .“

Winterbrief aus Kirchschlag.

Von Adalbert Stifter.

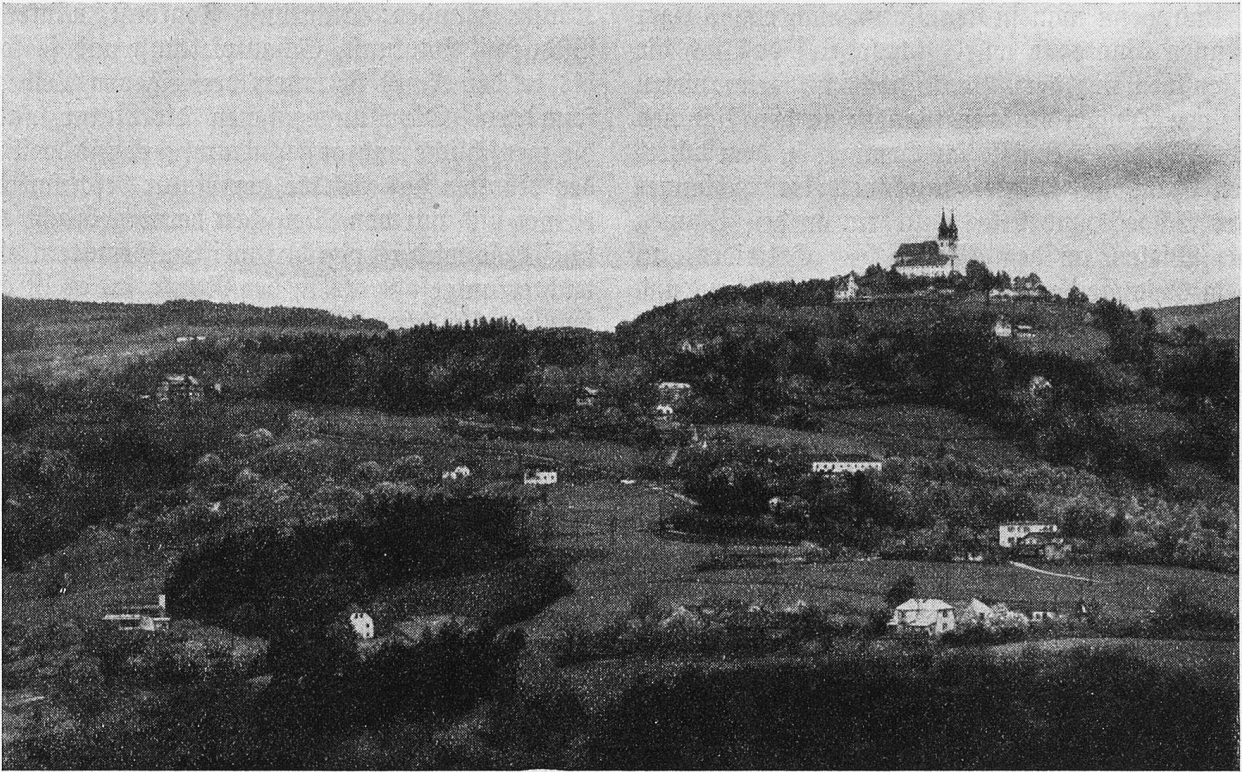
Da ich nun bezüglich des Lebens und Gedeihens der Menschen auf dem Kirchschlagberge über verschiedene äußerliche Dinge gesprochen habe, will ich auch von innerlichen reden, die nicht minderen, vielleicht noch größeren Einfluß auf unser Dasein nehmen. Wer weiß nicht, wie sehr Gefühle den Körper heben oder zerstören

können. Obenan als Wohltat stehen die religiösen Gefühle, Gottvertrauen, Gottergebung, Zuflucht zu Gott. Es kommt mir nicht zu, hievon zu sprechen, jeder kommt mit seinem Gewissen hierin zurecht. Aber von einem andern will ich sprechen, was nach der Religion am zartesten unser Herz beseligt, und was, wie die Religion, auch das

Göttliche bringt, nur im Gewande des Reizes, nämlich das Gefühl des Schönen. Alle Menschen haben dieses Gefühl, von dem stumpfsten an, der an einem roten Lappen Freude hat, bis zu dem Weisen, der den Sternenhimmel betrachtet.

Was ist Schönheit? Männer der ältesten und jüngsten Zeiten haben sich bestrebt, diese Frage zu beantworten. Sie sagten: schön ist, was unbedingt gefällt, oder schön ist das Göttliche, das dem Sinne erscheint, oder noch anderes. Aber die Sache scheint von dem Worte schön hier nur auf andere Worte übertragen zu sein. Etwas ist es mit der Schönheit wie mit tausend Dingen, die wir haben und genießen, ohne zu wissen, was sie sind. Sicher ist, daß das Gefühl für Schönheit ein Gefallen ist, und daß wir die Schönheit durch die Sinne wahrnehmen. Und so haben wir sie, und jeder hat eine andere. Je mehr das Gefühl für Schönheit angeboren und durch sich und durch Kenntnisse entwickelt ist, desto höhere empfinden wir, und desto höher empfinden wir sie. Wenn man den Sternenhimmel betrachtet, und wenn man weiß, daß das Licht, welches in der Sekunde einen Weg von vierzigtausend Meilen macht, von manchen Sternen zu uns her Jahrtausende braucht; wenn man weiß, daß eine Million Erdkugeln in der Sonne Platz hätten, oder daß die Erde samt ihrer Mondbahn in der Sonne Raum fände; wenn man weiß, daß unser ganzes Sonnensystem mit seinen entferntesten Planeten in der Hohlung des Sternes Kapella unbeirrt wohnen könnte; wenn man weiß, daß der Nebelring der Milchstraße aus lauter Sonnensystemen in ungeheurem Abstände von uns besteht, daß Lichtnebelstöße, die wir sehen, im Fernrohre wieder Sternsammlungen sind, noch ferner und vielleicht noch größer als unsere Milchstraße, wenn man mit dem Fernrohre in den tiefsten Fernen des Himmels wieder neue Lichtnebelstöße entdeckt, und wenn man nun fragt, hat dieses alles eine Grenze, und wenn man sich vorstellen will, daß außerhalb der Grenze der leere Raum fortgeht, und wenn man sich dies nicht vorstellen kann, und wenn man sich vorstellen will, das Weltall geht ins Endlose fort, und wenn man sich das auch nicht vorstellen kann: so steht eine Schönheit vor uns auf, die uns entzückt und schauern macht, die uns beseligt und vernichtet. Da hat menschliches Denken und menschliche Vorstellung ein Ende. Und doch kann auf der Spitze des Berges unter der ungeheueren Himmelskugel, wenn in klaren Winternächten die millionen- und millionenfache Welt über unseren Häuptern brennt und

wir in Betrachtung unter ihr dahinwandeln, ein Gefühl in unsere Seele kommen, das alle unsere kleinen Leiden und Bekümmernisse majestätisch überhüllt und verstummen macht und uns eine Größe und Ruhe gibt, der man sich beugt. Und wer das nicht empfinden kann, weil ihm die Entwicklung fehlt, der wird doch sanft bewegt, wenn in stiller Nacht der nahe Mond im Volllichte niederscheint und über alles, so Wolken als Fluren, weithin das Silbernebellicht breitet, das fortdämmernd und schweigt. Und wenn die Lichtkönigin unserer Erde, die Sonne, am Morgen aufgeht und am Abend untergeht, und wir unsern Augen das Schauspiel gönnen: welche Pracht an Farben und Gestaltungen, immer groß, immer herrlich, immer reizend, und nie das gleiche. Und wer es unternimmt, dem unermesslichen Leben unseres irdischen Himmelsgewölbes mit seiner Betrachtung zu folgen, das Blau des heiteren Himmels anzusehen, immer dasselbe und immer ein anderes, auf die Wolken zu blicken, wie sie werden, sich gestalten, sich verändern, mit Lichtern oder sanften oder tiefen Schatten spielen, sich heben, türmen, sich verbinden, sich trennen, sich ausbreiten, in ländergroßen Flächen dahingehen oder in Streifen und Fäden verschwimmen, wie sich Nebel bilden, wogen, wallen, mit Bergen in Umarmung liegen oder die Ebene als Meer bedecken oder an der Bergspitze als Wolken hinziehen und das Angesicht des Betrachtenden streifen, wie sich Regen, wie sich Schnee, wie sich Tau und Reif bildet, wie alles wechselt, lebt und wandelt: wer dieses ergründen wollte, dem würde für dieses scheinbar kleine Ding sein Leben nicht hinreichen. Dann sind die Gestaltungen der Fluren von dem Berge aus zu sehen, die unzählbaren Abwechslungen der Höhen und Hügel des unteren Mißkreises, die ausgebreitete Ebene, in der die Glanzstreifen der Donau und der Traun schimmern, und zum Schlusse in der Mittagsgegend der Gürtel der Alpen, von den Bergen, die im Mittage des Chiemsees stehen, bis zum Schneeberge und den Höhen, die in die ungarische Ebene ausgehen. Es ist eine so sanfte Hoheit in diesen Gebilden, eine so edle Gestaltung und so reich, daß keine Linie der anderen gleich und doch jede schön ist, eine so holde Stille in diesen gewaltigen Gebilden, und in der klaren Winterluft treten sie oft so scharf hervor wie im Sommer kaum jemals, die Spalten glaubt man zählen zu können, mit einem Kanonenschusse glaubt man hinlangen zu können, und die Schneefelder des Win-



Linz a. d. Donau. Pöstlingberg.

ters lassen den Bau rein und sicher geführt hervortreten. Und wenn man mit dem Fernrohre durch den Bergzug wandert, so grüßt diese Welt erhaben und stumm und herrlich herüber. Den Freund solcher Dinge kann der Anblick stundenlang ergötzen, und doch hat das Vergnügen kein Ende, es beginnt bei der nächsten Veränderung an dem nächsten Tage, ja oft in dem nächsten Augenblicke wieder.

Einer Erscheinung muß ich besonders gedenken. Im späten Herbst und im frühen Winter liegt oft der Nebel wochenlang, zuweilen noch länger auf der Ebene, während auf dem Berge heller, warmer Sonnenschein ist. Dann zeigt sich ein Schauspiel eigener Art. Die Grenze des Nebels ist waagrecht wie die Ebene eines Tisches. Gegen Ungarn und gegen Bayern hin ist sie von dem blauen Himmel gesäumt, gegen Steiermark hin von den Alpen. Ehe die Sonne aufgeht, ist die Oberfläche des ungeheuren hingestreckten Nebels bleigrau, wenn die Sonne aufgegangen ist, wird sie rosenrot, später aber schimmert sie den ganzen Tag wie funkelndes, geschmolzenes Silber, an dessen Rande das scharfe Blau der Alpen steht, und wenn der Vollmond scheint, ist ein geisterhafter milder Glanz über die riesige Masse ausgegossen. Sind an einem Tage Wolken an dem Himmel, so legen sie blaue Schatteninseln auf

das Silber, und es wird durch sie noch großartiger und lebendiger, und die Fläche scheint ausgedehnter zu sein. Außer dem Meere habe ich nie etwas Schöneres auf der Erde gesehen.

Eines Tages war die Ebene des Nebels in Bewegung. Wogen richteten sich empor und blähten sich, daß der Stscher wie ein Häufchen, das man in die Hand nehmen kann, danebenstand, Walzen, wie unermesslich große Tiere, krochen den Pfennigberg hinan, über Linz war ein Abgrund in den Nebel gerissen, dessen eine gegen uns heraufschauende Wand wie eine ungeheure, steilrechte, schwarze Mauer emporstand, am Rande mit weißem Schaume überschüttet, und rechts von dem Schlunde stieg eine Säule empor, unfassbar an Größe des Durchmessers und der Höhe, wie eine Wasserhose, die Länder verschlingen will, und oben breitete sich auch die Säule palmenartig aus, und wie ich das betrachtete, hob sich auf dem Berge der Wind, braune Nebel flogen von dem Schauerwalde und der Giselawarte herüber und deckten alles zu, und sie flogen vorüber, und alles war wieder sichtbar, und wieder kamen verhüllende Nebel, und wieder gingen sie vorüber, und das geschah öfters, bis dauernde, fliegende Wolken alles auf immer verhüllten. Und der Anblick des Schauspiels dieses Morgens war für mich noch erhabener als der des Meeres.

Und wenn man in der Natur auch etwas klein nennen könnte, so würde ich sagen, daß sich die Menschen auf dem Berge noch an sehr vielen kleinen Dingen ergötzen können: an den Bäumen des Waldes, wenn sie im Sommer in dem düsteren Grün, im Winter prachtvoll im Schimmer des Schnees und Eises dastehen, an den Blumen der Wiesen, an dem Wallen des Getreides, an dem Gesange der Vögel, an Gras und Kraut und Pflanze bis zu dem letzten Steinchen herunter.

Die Menschen haben, da ihnen das Gefühl für Schönheit so eingepflanzt ist, auch versucht, selber Schönheit hervorzubringen. Sie haben die

Künste erfunden: Dichtkunst, Tonkunst, Malerei, Bildnerei, Baukunst, Schauspielkunst und so fort bis zu der Kunst herunter, den eigenen Leib zu schmücken. Die Künste ahmen die Natur nach, die menschliche und außermenschliche, und weil in den Künsten das Schöne der Natur beschränkter, kleiner und nur von Menschen hervorgebracht erscheint, so wird es von den meisten Gemütern viel leichter aufgefaßt als in der Natur, ja, es ist ein sehr gewöhnlicher Weg, daß ein Mensch erst aus dem Empfinden der Schönheit in der Kunst zum Empfinden der unendlich größeren Schönheit in der Natur hinübergeführt wird.

Abschied.

Nun sind sie vorüber, jene Stunden,
Die der Himmel unster Liebe gab,
Schöne Kränze haben sie gebunden,
Manche Wonne floß mit ihnen ab.

Was der Augenblick geboren,
Schlang der Augenblick hinab,
Aber ewig bleibt es unverloren,
Was das Herz dem Herzen gab.

Adalbert Stifter.

Taucher in Gefahr!

Von Harry v. Hafferberg.

Einer zuverlässigen Statistik zufolge, sollen von insgesamt 7000 Schiffen, die im Laufe der Zeiten gesunken sind, fast 5000 wertvolle Ladungen enthalten haben. Es sind Millionenwerte an Gold, Kunstgegenständen, Edelsteinen usw., die auf dem Meeresgrunde ruhen, und die zu heben zweifellos lohnend wäre, zumal die Tiefe, in der die meisten Wracks liegen, kaum 160 Meter übersteigen dürfte. Doch die Schätze sind so unzugänglich, als seien sie auf einen fernen Planet entführt, und alle Versuche, sie zu erreichen, haben den Tauchern entweder schwere körperliche Schäden oder den Tod gebracht. Erst vor wenigen Jahren mußten wieder drei Taucher, die in den Gewässern der Orkney-Inseln 120 Meter tief zu dem gesunkenen Panzerkreuzer „Hampshire“ hinuntergestiegen waren, ihr Wagnis mit dem Leben bezahlen.

Unzugänglich wie die „Hampshire“ ist auch die „Lusitania“, die mit einer Million Pfund in Gold im Weltkrieg sank. Das englische Kriegsschiff „De Braak“ liegt schon seit 1798 mit 40 Goldmillionen begraben, und der russische Kreuzer „Machimoff“ wurde im russisch-japanischen Kriege mit mehreren Millionen Gold in Grund gebohrt. 1812 versank „Don Carlos III.“, gleichfalls mit mehreren Millionen; im Karibischen Meer nahm das spanische Schiff „Concepcion“ viele Goldmillionen mit sich auf den Grund; 1637

scheiterte in der Nähe der Bahama-Inseln eine ganze Flotte von 16 Schiffen mit vielen Millionen, und ein englisches Kaperschiff schoß in der Maracaiba-See sechs mit Gold beladene Fahrzeuge in Grund. Erwähnenswert sind noch vor allem eine Gallione, die seit der Zeit der Armada mit 30 Millionen spanischer Goldmünzen an der schottischen Küste begraben liegt; dann das wertvolle Wrack der „Bodavilla“ westlich von San Domingo, und schließlich „Grosvenor“ an der Südspitze von Afrika, die Gold und Edelsteine geladen hatte. Die Bergung der Kostbarkeiten von dem gesunkenen Dampfer „Egypt“ hat wohl vielen unternehmungslustigen Goldsuchern neue Hoffnung gegeben, doch unüberwindliche Schwierigkeiten zwangen sie immer wieder, die Jagd nach den übrigen Schätzen aufzugeben.

Die Tauchgrenze in gewöhnlichen Taucheranzügen bleibt auch heute noch auf etwa 90 Meter beschränkt. Hier lastet auf dem Taucher bereits ein Gesamtwasserdruck von 120 Tonnen. In einer Tiefe von 120 Meter, in der der „Hampshire“ liegt, beträgt der Wasserdruck 160 Tonnen, das heißt 1600 Kilozentner. Um zu vermeiden, daß der Taucher von diesem ungeheuren Gewicht erdrückt wird, muß er Luft einatmen, die einen höheren Druck hat, als das Wasser. Diese Luft wird durch die Lungen ins Blut eingeführt. Vergleichsweise ist der Taucher dann in einem ähn-